

Die Rassenkunde hat die grundlegende Aufgabe, die heute lebenden Menschheitsgruppen nach ihren körperlichen und geistigen Verschiedenheiten zu beschreiben, nach Rassenkreisen, Rassen und deren Mischformen übersichtlich zu ordnen. Danach hat die Rassengeschichte, namentlich an Hand fossiler Funde, die Entstehung der Formenmannigfaltigkeit in ihrem Werdegang und wirkursächlich aufzuhellen. Von der Lösung dieser Aufgaben ist die Rassengeschichte noch weit entfernt. Aber soviel steht fest: in den drei großen Rassenkreisen der Europiden, Mongoliden und Negriden leben nebeneinander altertümlich-primitive und fortschrittlich-progressive Rassen. Manche wollen in den Ureinwohnern Australiens die altertümlichste aller lebenden Rassen sehen, aber Paul Schebesta S. V. D. dürfte recht behalten, wenn er den ersten, vorliegenden Band „Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri“¹ mit dem Satz schließt: „Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die Bambuti nicht nur rassisch, sondern auch psychologisch und kulturgeschichtlich ein Urphänomen unter den Rassen und Völkern der Erde sind“ (S. 404). Was Psychologie und Kulturgeschichte der Bambuti zum Beweise bringen können, ist einem zweiten und dritten Bande vorbehalten. Hier sei aus der Fülle neuer, überraschender Tatsachen des ersten Bandes nur das besprochen, was der Aufmerksamkeit aller wert ist. Ein Wort über den Verfasser.

P. Schebesta S. V. D. kommt aus der Schule des Altmeisters W. Schmidt S. V. D. und ist daher wie dieser in erster Linie Ethnologe. Ausgedehnte Forschungsreisen führten ihn zweimal zu den afrikanischen, einmal zu den asiatischen Zwergvölkern. Über letztere wird er erst berichten, wenn die Forschungsergebnisse der ersten Reise auf einer zweiten ergänzt und vertieft wurden. Schebesta gilt in Fachkreisen unbestritten als der beste Kenner der Zwergvölker, so daß niemand berufen erscheint als er, uns ein Standardwerk über „Die Pygmäenvölker der Erde“ zu schenken, wie er es plant. Daß extrem kleinwüchsige Menschenrassen nur im negriden Rassenkreis bekannt sind, ist eine merkwürdige Tatsache.

Was von Homer bis Aristoteles über afrikanische (und asiatische) Zwergmenschen berichtet, von Strabo und vom Mittelalter als Kindermärchen belächelt wurde, haben überzeugend erstmals der deutsche Afrikaforscher G. Schweinfurth (um 1870) und nach ihm zahlreiche Reisende bestätigt. Etwa zwischen dem 4^o n. und dem 4—5^o s. Br. leben noch heute in Afrika ziemlich rassereine Zwergwuchsvölker, Pygmäen, dort und jetzt bei uns Bambutide genannt und weniger rassereine Zwerghafte, Pygmoide, Bambutoide. Als ausgesprochene Waldmenschen findet man sie nur im tropischen Regenwald.

¹ Die Bambuti-Pygmäen vom Ituri. Ergebnisse zweier Forschungsreisen zu den zentralafrikanischen Pygmäen in drei Bänden von Paul Schebesta S. V. D. 1. Band. Geschichte, Geographie, Umwelt, Demographie und Anthropologie der Ituri-Bambuti (Belgisch-Kongo). (mit 1 Karte, 32 Bildtafeln, 16 Erläuterungsskizzen, XVIII + 430 S. u. 8 S. Sachregister.) Brüssel 1938. 250 frs. bel.

In den Steppen nördlich und südlich des äquatorialen Urwaldgürtels leben hochwüchsige Graslandneger, Sudan neger und Nilotide im Norden, Bantuvölker im Süden. Nicht wenige Negergruppen sind rodend und siedelnd in das Wohngebiet der scheuen, gutmütigen Zwerge eingedrungen, haben sie in Gruppen zersprengt, als Wirtsvölker in eine gewisse Abhängigkeit gebracht und ihr eigenes Rassegepräge durch häufige Heiraten mit Pygmäenmädchen mehr oder weniger bambutisiert. Man bezeichnet sie als Waldneger.

Verhältnismäßig rasserein scheinen die Bekwi-Pygmäen in Gabun und Kamerun zu sein; hingegen haben die Babenga am Sanga, Dscha und Ubangi und die Bacwa-Zwerge in der Equateur-Provinz ihre Rassenreinheit und kulturelle Selbständigkeit weitgehend verloren. Die klein- bis mittelwüchsigen Khoisaniden, d. s. die Buschmänner und Hottentotten, bilden als Steppenform eine auch anthropologisch gekennzeichnete Sondergruppe. Am rassereinsten sind noch die zentralafrikanischen Bambuti mit ihren Untergruppen Aka, Efé und Basua, die nördlich des Äquator im Stromgebiet des Ituri wohnen. Als Schebesta diese Tatsachen, zum Teil erst auf Grund eigener Feststellungen, überschaute, machte er die Ituri-Bambuti zum Hauptgegenstand in die Tiefe vordringender Forschung und benannte nach ihnen den ersten Band.

Im 1. Teil erfahren wir viel Neues über Geschichte, Geographie und Demographie der Ituri-Bambuti. Mit etwa 35000 Köpfen mögen sie ein Drittel der afrikanischen Zwerge ausmachen. Ein Schweifgebiet von 100000 km², rund 3 km² auf den Kopf, reicht völlig hin, sie durch Wildbeuterei und Sammeltätigkeit ausreichend, ja gut zu ernähren. Von Zeit zu Zeit verbrennen sie ihre Laubhütten, um sie anderswo wieder aufzuschlagen. Jede Spur von Ackerbau, jedes Sammeln auf Vorrat fehlt. Sie leben in kleinen Clans von durchschnittlich 50 Personen. Mal sind es mehr, mal weniger. Das erleichtert die Sammeltätigkeit, beugt der Ausbreitung etwaiger Epidemien vor. Trotz mangelnder Hygiene ist der Gesundheitszustand gut. Noch sind Wohn- und Nahrungsraum im Gleichgewicht. Die Frauen gebären etwa jedes zweite Jahr, was Vergreisung wie Überbevölkerung verhütet; es sind also stationäre Völkchen. Gefahr für den Bestand droht nur von außen durch weiteres Vordringen der rodenden Waldnegerbauern und durch die waldfressende Zivilisation überhaupt.

Nach der Anthropologie (2. Teil) sind die Ituri-Bambuti die kleinwüchsigste aller lebenden Menschenrassen. Die Hemmung des Wachstums und der Gewichtszunahme erfolgt in den drei Streckungsperioden der Kinder gleichmäßig proportional, ist demnach rassisch-hormonal bedingt. Das Letztere ist sicher richtig, aber das Mißverhältnis des langen, plumpen Rumpfes zu den kurzen Beinen bei den Erwachsenen ist doch wohl ein echter Infantilismus, ein Beibehalten kindlicher Proportionen, ganz im Gegensatz zum Ebenmaß der Glieder bei den asiatischen Pygmäen. Im Mittel beträgt die Wuchsgröße der Männer 143 cm, der Frauen 136 cm. 108 bzw. 112 cm sind die kleinsten jemals gefundenen Maße für einen Mann und eine Frau. Die Arme sind überlang, die Hände zierlich, die Füße weniger. Eine starke Durchkrümmung der Wirbelsäule (Lordose) läßt den Bauch entsprechend vortreten.

Die meist elfenbeinhelle Haut ist faltenarm, im Gegensatz zu den ausgemergelten Gestalten der Buschmänner. Das engspiralige Pfefferkornhaar fühlt sich nicht wollig an wie Negerhaar, ist schwarz mit bräunlichem Schimmer; Bart und Körperbehaarung sind stärker entwickelt als beim Neger. Der Kopf wirkt plump, sein Umfang ist groß, die Form mittellang bis kurz; Langköpfe finden sich nur in 7—8%. Die steile Stirn mit Stirnhöckern, die oft blasenartig zusammenfließen, und die großen, braunen, kräftig umrandeten Augen haben etwas Gewinnendes, aber umso abstoßender wirkt das Gesicht. Über den Jochbögen ist der Schädel eingeschnürt; die eingesattelte Nasenwurzel mit breiter, knopfartiger Nasenkuppe der Frauen, die weniger eingesattelte, breite, klobige Trichternase der Männer ist das größte, häßlichste Nasengebilde der Menschheit. Die Oberlippe ist konvex über die Zähne vorgezogen. Starke Nasen-Mundfalten bilden mit dem breiten Mund ein wüstes Dreieck. Die schmalen, keineswegs negerhaft-wulstigen Lippen zeigen rotschimmernde Schleimhäute. Ein fliehendes Kinn ist häufig. Das alles sind Rasseninfantilismen, deren Gesamtheit einmalig ist, die Bambuti als eine Sonderform von den Khoisaniden absondert, von den hochwüchsigen Negerrassen aber geradezu kluftartig trennt, zugleich die früher weitverbreitete Meinung wissenschaftlich abtut, Pygmäen seien nur pathologische Kümmerformen.

Den Paläontologen ist Déperet's „Gesetz“ stammesgeschichtlicher Größenzunahme geläufig. Es gilt auch für den Menschen, obwohl es von Anthropologen und Erbbiologen außeracht gelassen wird. Nach dem Krieg wurde bei den Jugendlichen fast aller Kulturvölker eine Beschleunigung der Entwicklung und ein beachtliches Überschreiten des Streckenwachstums über das frühere Mittelmaß hinaus festgestellt. Der Durchschnittsmensch von heute paßt nicht mehr in die Ritterrüstungen des Mittelalters. Erst auf der Entwicklungsstufe des rezenten Menschen verschob sich bei zahlreichen Rassen das Längenmaß nach der Seite des Hochwuchses. Auf der vorausgehenden Neandertalstufe herrschte Mittelwuchs vor. Deshalb sind wir berechtigt im Sinne des genannten „Gesetzes“ für die Vorneandertalstufe Kleinwuchs zu fordern. Natürlich beruht das Beobachtungsmaterial, aus dem das „Gesetz“ abgeleitet ist, auf erblicher Änderung des hormonalen Gefüges. Niemand wird, ohne verlacht zu werden, die zwerghaften Paläohippiden als Kleinmutanten mittelwüchsiger Pferdeahnen ansehen; nichts zwingt uns, E. Fischer beizustimmen, wenn er (Menschl. Erblehre Bd. I. 1936, 261, 262, 272) alle Pygmäen kurzerhand den Minusmutanten im Pflanzen- und Tierreich gleichstellt, sie als kleinwüchsige Mutanten mittelwüchsiger Rassen erklärt, ohne diese aufweisen zu können. Wir können mindestens mit gleichem Recht die Pygmäen als Rassen deuten, die einen urtümlichen Kleinwuchs beibehielten. Umso mehr, als die Blutgruppenforschung diese Annahme stützt. Sie „hat einwandfrei dargetan, daß die Bambuti einen von den Negern wie auch von den Bastarden verschiedenen Blutgruppenindex haben. Es wurde nachgewiesen, daß bei fortschreitender Bastardierung die Blutgruppen B und AB abnehmen, dafür A und O zunehmen. Im Blutgruppenbild nähern sich die Bastarde also den Negern.“ Unter diesen Bastarden (S. 357) versteht Schebesta die Waldneger.

Wollte man gegen die Auffassung der Pygmiden als urtümlich kleinwüchsiger Formen einwenden, der Oberschenkel der Bambutiden sei im Mittel nur 36 cm lang, der (einzige!) Oberschenkel des Frühmenschen von Peking (Nature v. 2. 4. 1938) aber 40 cm, was bereits mittlere Wuchsgröße des Körpers besage, so antworte ich: 1. In Peking „liegen Reste von etwa 40 Individuen vor, die von sehr primitiven Stadien bis ganz in die Nähe des Neandertalers führen“ (von Koenigswald, Die Naturwiss. 1939, 620); kein Wunder daher, wenn bei solcher Variationsbreite des Pekingmenschen einzelne Individuen bereits mittlere Wuchshöhe eines Neandertalers erreichten; 2. der rezent-menschlich anmutende Oberschenkel, den Dubois in den Trinilschottern auf Java fand, beweist nach von Koenigswald (a. a. O.), daß der Frühmensch von Java als Reliktform unter Menschen lebte, deren Oberschenkel bereits rezent-menschliche Merkmale aufwies. Die weiteren, erst jüngst von Dubois veröffentlichten Oberschenkel vom gleichen Fundort bekräftigen das nur. In gleicher Weise finden wir heute in bis dahin genügend gesicherten Rückzugsgebieten Afrikas und Asiens neben mittel- und hochwüchsigen Rassen normalwüchsige Zwergrassen, und kein wissenschaftlich durchschlagender Grund verwehrt uns, sie mit Schebesta als urtümlich kleinwüchsige Menschen anzusehen.

Leider fehlen uns bislang prähistorische Bambuti-Funde völlig. Niemals haben sie erhaltungsfähige Werkzeuge aus Stein und Bein verfertigt, und die Huminsäuren des Regenwaldbodens sind der Fossilierung knöcherner Überreste feindlich. Was sich an Steinwerkzeugen längs der Flußläufe des Ituriwaldes fand und findet, deutet auf neolithische Eindringlinge. Schon zwischen diesen und den Bambuti, so vermutet Schebesta, dürfte es zu einer Symbiose gekommen sein, in der die Zwerge ihre eigene Sprache bis auf kümmerliche, von ihm erstmals nachgewiesene Reste verloren. Heute sprechen sie die sudaniden und bantuiden Sprachen ihrer Wirtsherren, obwohl sie doch auch diesen fremdrassig gegenüberstanden.

Im 3. Teil nimmt der Verfasser zu der brennenden Frage Stellung, in welchem Verwandtschaftsverhältnis die Bambuti zu den übrigen Negerrassen Afrikas stehen. Er tritt u. a. dem „Vorurteil“ entgegen: die Buschmänner seien eine homogene, alte, ja die uralte afrikanische Rasse und zugleich die Urheber der alten Felsmalereien. Für ihn sind die Bambuti die Urbewohner Afrikas, die Buschmänner aber eine Mischform aus Bambutiden und einer fremdartigen, eingewanderten Rasse. Er weist auf Dart hin, der im Buschmann als Komponente den Boskoptyp feststellt, der prähistorisch nachweisbar von Norden nach Süden zu einer Zeit einwanderte, da es noch keinen Buschmantyp gab, und als weitere Komponente einen kleinwüchsigen Buschtyp, der an die Bambuti denken läßt. Heute ist der Buschmann eine spezialisierte Steppenform, der Wombuti (Einzahl von Bambuti) eine ebensolche Waldform. Wer der Auffassung zuneigt, die Bambuti seien keineswegs in den Urwald abgedrängt, sondern im Urwald entstandene Altform müßte den „Buschtyp“-Einschlag im Buschmann aus dem Wald in die Steppe holen. Ist die umgekehrte Vorstellung nicht natürlicher: die Zwerge flüchteten erst vor prähistorischen Einwanderern in den Wald; die Zurückgebliebenen ver-

schmolzen mit ihnen? Ob eine dieser beiden Annahmen zutrifft, muß sich noch zeigen.

Die progressiven Negerrassen müssen selbstverständlich in einer weniger progressiven, „palänegriden“ Schicht wurzeln. Einige Forscher möchten in den Bambuti wohl „eine Sonderform, aber keine Grundform“ sehen, eine abwegige Spezialisierung, eine Minus-Mutante mittelwüchsiger Waldneger. Eine palänegride Waldnegerschicht, die zum Teil auch außerhalb des Waldes zu finden sei, sei die typische Altform Afrikas und die Wurzelform der jüngeren, progressiven Negerrassen. In der Überschrift eines Abschnittes „Die Palänegriden oder Negro-Bambutiden“ (S. 386) kennzeichnet Schebesta bereits seine Ansicht dahin: die sogenannten Palänegriden seien weiter nichts als vernegerte Bambutide. In der Tat, liest man bei Eickstedt (Rassenkunde, 1934, S. 533) die Aufzählung der die „Palänegriden“ kennzeichnenden Rassenmerkmale, so findet man eine gute Beschreibung der Bambutiden,

von denen sie nur durch einen harmonischeren Körperbau und mittlere Wuchshöhe abstechen. Das spricht für Schebesta. Ferner die seßhaften bananenbauenden Waldneger sind die Wirtsherren der Zwerge und aus ihrer fortgesetzten Einkreuzung mit Pygmäenfrauen, die nicht angenommen, sondern belegt und erwiesen ist, muß sich aus Neger- und Bambutidenblut eine Kontaktform ergeben, die sich mit den Palänegriden Eickstedts deckt. Sind sie auf diesem Wege der Einkreuzung entstanden, dann sind die Bambuti die eine Komponente, die Herkunft der andern bleibt eine noch offene Frage. Nur eingehende Erforschung der Waldneger, neben der vorliegenden Erforschung der Bambuti, kann die Frage beantworten. Einstweilen bleibt die Frage nach dem Ursprungs- und Verwandtschaftsverhältnis zwischen der hellhäutigeren Altform der Bambuti-Pygmäen und den dunkelhäutigen jüngeren Negerrassen ein wahrhaft dunkles Problem.

Felix Rüschkamp S. J.

BESPRECHUNGEN

KUNST, LEBEN, GOTT

Die abendländische Leidenschaft, oder Zur Kritik der Existenz, von Max Bense. 80 (124 S.) München 1938, R. Oldenbourg. Kart. M 3,50

Die Formwerdung des Menschen. Die Deutung des dichterischen Kunstwerks als Schlüssel zur menschlichen Wirklichkeit. Von Theophil Spörri. 80 (248 S.) Berlin 1938, Furcht-Verlag. M 4,40

Form als Schicksal. Von Karl Scheffler. 80 (170 S.) Erlenbach-Zürich 1939, E. Rentsch. M 3,—; geb. M 4,—

Es gibt zwei Weisen, das Geheimnis der großen Kunst zu öffnen in das Geheimnis des Lebens überhaupt. Die eine ist mit dem Namen Plotins bezeichnet: sie geht von der reinen Form aus und sieht zu Gott hin als der Reinen Form schlechthin, von der innern Einheit der Form hin zum schlechthin Einen. Die andere Weise trägt mit Vorzug den Namen der Romantik: sie sieht im Kunstwerk das geballte Leben, und durch dieses hindurch ahnt sie das Göttlich-Unendliche.

Bense sieht Kunst und Ästhetik auf der Seite der „Ordnung“: in „Immanenz“ und „Spiel“ und in einem „Verhältnis zum Sein“. Sie ist damit der Gegenpol zum Ethischen und seiner Grundkategorie des „Niveau“: in „Transzendenz“ und „Schöpfung“ und in einem „Verhältnis zum Werden“ (43).

Umgekehrt öffnet sich für Scheffler grade das tiefste Geheimnis des Lebens im Geheimnis der reinen Form. Es sind einerseits Melodien „transformierte Gefühle“ (17), andererseits aber „ist jeder seelische Vorgang eine unsichtbare Form“ (19), und dies, weil „Kunstform... Schwingung, reines Gefühl aber... ebenfalls Schwingung“ ist (163). Reinste Form entsteht darum gerade dann, wenn ihr Schöpfer, „selbst verzweifelt noch, voller Anbetung ist“ (49). Ja zuletzt ist sie Offenbarung Gottes selbst: „die Aktivität Gottes“ ist „den Menschen als Rhythmus und Klang offenbart“ (79). „In Formen, nur in ihnen, offenbart sich dem Menschen die ewige Aktivität Gottes“ (14).

Spörri sieht im Grunde das gleiche. Das Leben des Menschen versteht sich gerade vom Kunstwerk her: als „Einigung der Gegensätze in der gereiften Form“ (41) im „Urmotiv der Mitte“ (49). Denn umgekehrt ist in der „Poesie“ der „Grundvorgang des menschlichen Daseins“ mächtig (11, 198).

Aber für Scheffler und Spörri ist es bezeichnend, daß sie zuletzt nur den Gegensatz zwischen der reinen Form und einem formlosen Leben sehen, während Bense, aus derselben Erfahrung heraus, die reine Form als unwirklich Abstraktes richtet, um im Leben das Werden als das Eigentliche zu preisen. Es ist der Kampf der Absolutismen: Form als Gott oder Leben als Gott. Gott aber ist das Geheimnis, das erst durch die Spannung zwischen Form und Leben blickt.

E. Przywara S. J.

CHRISTUS

Christus alles und in allem. Von F. Dander S. J. Gedanken zum Aufbau einer Seelsorgsdogmatik. 80 (100 S.) Innsbruck 1939, F. Rauch. Kart. M 2,40

Die Frage nach Sinn und Aufgabe einer „Verkündigungstheologie“ ist immer noch nicht so beantwortet, daß sich alle einverstanden erklärten. „Genug der theoretischen Erörterungen, endlich soll einmal ein Beispiel zeigen, was wir meinen.“ So will wohl diese Skizze eines christozentrischen Aufbaus der „Seelsorgsdogmatik“ verstanden sein. Doch sie ist mehr als ein Paradigma. Der Theologiestudierende kann am Ende seiner Studien an Hand dieses Büchleins einen klaren Überblick und eine wertvolle Zusammenschau aller Traktate der Dogmatik gewinnen; aber auch der Seelsorger, der eine dogmatische Predigt zu halten hat, kann hier das zu verkündende Heilsgeheimnis im lebendigen Organismus des Christusgeheimnisses schauen.

Christus und die Kirche. Ihr Verhältnis nach der Lehre des hl. Bonaventura. Von R. Šilič O. F. M. (Breslauer Studien zur historischen Theologie, Neue Folge Bd. 3.) 80 (284 S.) Breslau 1938, Müller & Seiffert. Geh. M 12,—